Wer hat Angst vor den Naturwissenschaften in der Tageszeitung?

von Michael Hagner

Im Frühjahr 2003 erhielt ich von einer relativ neuen, an ein allgemeines Publikum gerichteten naturwissenschaftlichen Zeitschrift die Einladung, einen historischen Artikel über mein Fachgebiet, die Geschichte der Hirnforschung, zu schreiben. Man bat mich um einen Themenvorschlag, und ich schlug vor, einen Artikel über die Funktion bzw. die Instrumentalisierung der eigenen Geschichte in einigen aktuellen Debatten der Hirnforschung zu untersuchen. Angesichts der inzwischen allgemein bekannten Diskussionen um Willensfreiheit und Verbrechergehirne, Neuroökonomie und Neurodidaktik war ich der Ansicht, dass es sich hier um ein Thema handelt, das auch die mehrheitlich naturwissenschaftlich orientierten Leser der betreffenden Zeitschrift interessiert. Immerhin sind bereits im neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert ähnliche Kontroversen mit der gleichen Schärfe ausgetragen worden. Nicht, dass es bisweilen so weitreichende Erklärungsansprüche der Hirnforschung gibt, ist so spannend und untersuchenswert, sondern in welchen historischen Konstellationen sie erhoben und wie sie argumentativ unterfüttert werden. Dieses Thema, so dachte ich, sollte in der Öffentlichkeit, sei es in der Tageszeitung (wo es in der Zwischenzeit tatsächlich aufgegriffen worden ist) oder in einer populärwissenschaftlichen Zeitschrift, verhandelt werden.

Nach einigen Wochen erhielt ich vom geschäftsführenden Redakteur der betreffenden Zeitschrift einen Brief, in dem mein Vorschlag mit den Worten abgelehnt wurde, dass »das Redaktionsgremium (empfiehlt), einen Bezug zu noch lebenden Personen (das heißt: heutigen, öffentlich ihre Meinung vertretenden Hirnforschern, M. H.) zu meiden und stattdessen einen rein informativen Artikel zu schreiben, der sich auf historische Fakten beschränkt, nicht aber Stellungnahmen heutiger Persönlichkeiten in der Hirnforschung diskutiert. (...) Wie schon erwähnt, möchten wir Beiträge in allgemein verständlicher Form über Themen veröffentlichen, die fachübergreifend von Interesse sind.«

Ich zitiere aus diesem Brief, weil mir zwei Aspekte von übergeordneter Bedeutung zu sein scheinen. Erstens liest sich der Satz, »den Bezug zu noch lebenden Personen zu meiden«, als stamme er aus einer Ethikkommission. Ist hier eine Art von Humanexperiment geplant, das irgendwelchen Menschen Leid antun könnte? Besteht die Gefahr, dass Zeitgenossen verunglimpft, ihr Ruf und ihre Integrität beschädigt werden sollen? Wohl kaum. Dennoch ist hier die *political correctness* auf eine absurde Spitze getrieben worden, denn wenn Hirnforscher oder andere Naturwissenschaftler sich mit pointierten Thesen und Forderungen öffentlich zu Wort melden, liegt die Beleidigung oder Geringschätzung gerade darin, nicht auf gleicher Augenhöhe dazu Stellung zu beziehen. Genau das scheint im vorliegenden Fall jedoch nicht erwünscht gewesen zu sein. Kontroversen sind nicht erwünscht, und ich vermute, dass das kein Zufall ist, denn, so meine erste These, eine öffentliche Diskussionskultur existiert innerhalb der Naturwissenschaften – im Kontrast zu den Geisteswissenschaften – nur in Ansätzen. Die Behandlung naturwissenschaftlicher Themen in der Öffentlichkeit hat an diesem Mangel nicht automatisch etwas geändert, und auch die Wissenschaftsseiten der Tageszeitungen haben in den letzten 25 Jahren (das ist der Zeitraum, den ich als Zeitungsleser überblicke) viel zu wenig dafür getan, eine solche Diskussionskultur zu entwickeln. Grundlegende Debatten, in denen Naturwissenschaftler sich und andere über ihre Lage verständigen, und die eine neue Orientierung zu schaffen vermögen, haben nicht stattgefunden. Gewiss gehen Naturwissenschaftler häufiger an die Öffentlichkeit, doch das geschieht meistens unter dem Gesichtspunkt der lobbyistischen Interessensvertretung, und das Textgenre ist dann bevorzugt das Lamento, in dem über die politische, ökonomische oder kulturelle Vernachlässigung der Wissenschaften geklagt wird. Es versteht sich, dass es mit der proportionalen Zunahme dieser Klagen zu einer entsprechenden Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit gegenüber solchen Wortmeldungen kommt – was fatal ist, weil damit die Frage der Relevanz dieser Klagen nicht einmal mehr gestellt wird.

Dass es eine von Naturwissenschaftlern geführte öffentliche Kultur der Kontroverse im deutschen Sprachraum kaum gibt, hat historische Gründe. Das Verhältnis zwischen Naturwissenschaftlern und Öffentlichkeit gestaltete sich seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochen ambivalent. Auf der einen Seite waren populäre Zeitschriften und spä-

ter Tageszeitungen das Medium schlechthin für die naturwissenschaftliche Popularisierung. Damals ging es darum, den »Naturwissenschaften ›im Wettkampfe der Kulturfaktoren‹ zum Sieg zu verhelfen« (A. Daum). Selbstverständlich ist ein derart sozialdarwinistisches Vokabular längst nicht mehr opportun, doch das Denkmuster des *public understanding of science* ist dasselbe: Es geht um eine öffentliche Akzeptanz für die Naturwissenschaften, die auf Affirmation baut. Die dem zugrunde liegende Logik ist einfach: Man geht von einer Sicherheit und Vollkommenheit des Wissens aus, die eine kritische Beurteilung oder wenigstens eine Diskussionsoffenheit gar nicht erst zulässt. Das Wissen, das im öffentlichen Raum präsentiert wird, sei es in Ausstellungen im Foyer der Wissenschaftszentren, in Science Museen oder eben in Tageszeitungen, ist eine Art Leistungsshow analog zur Industriemesse, und das ist auch gar nicht neu: Rudolf Virchow ließ um 1900 sein pathologisches Museum in Berlin genau neben eine Tramhaltestelle bauen, damit das allgemeine Publikum einen möglichst kurzen Weg zu den Monstrositäten und all den anderen Wunderlichkeiten der Natur zu bewältigen hatte.

Eine solche Darstellung hat durchaus ihre Berechtigung. Keiner sozialen Gruppe oder Institution ist das Recht verwehrt, für sich selbst Werbung zu machen. Nur entspricht sie nicht ganz der Realität der Naturwissenschaften. Ihre zum Teil heftigen Auseinandersetzungen führen Naturwissenschaftler nach wie vor und allzu oft hinter verschlossenen Türen. Dadurch gewinnt die intellektuelle Öffentlichkeit fälschlicherweise den Eindruck, als würden sie etwa in Fragen der Gentechnologie, der Anwendung von Stammzellen oder der kognitiven Neurowissenschaften in geschlossener Front sprechen. Doch bereitet es einige Mühe, die unterschiedlichen Ansichten von naturwissenschaftlichen Experten zu solchen Themen zusammenzusuchen. Gleichwohl ist ein solches Unterfangen lohnenswert, denn dadurch lässt sich demonstrieren, dass auch bei Experten nicht selten Ansichten zum Vorschein kommen, die man eher in anderen, nicht-wissenschaftlichen Argumentationszusammenhängen lokalisieren würde.

Anstatt diese Unterschiede zu thematisieren und auszutragen, werden öffentliche Diskussionsforen veranstaltet, die entlang der Linie der »zwei Kulturen« funktionieren, als ob sich die Naturwissenschaftler im Gegensatz zum Rest der intellektuellen Welt, insbesondere Juristen, Philosophen und Theologen, befänden. Das ist nicht einmal im neunzehnten Jahrhundert der

Fall gewesen, und heutzutage schon gar nicht. Erst wenn die Kontroversen und Kontingenzen innerhalb der Naturwissenschaften vermehrt in der Öffentlichkeit stattfinden, werden die Hoffnungen, die sich an ein allgemeineres Verständnis knüpfen, auch Früchte tragen. Erst dann, wenn mehr Naturwissenschaftler bereit sind, bei der Einschätzung der wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Konsequenzen der eigenen Forschungen das breite Feld zwischen optimistischen Verheißungen und nüchtern-abwehrender Entzauberungsrhetorik genauer zu erkunden, werden sie das Gehör finden, das sie bisweilen so bitter vermissen. Der Preis dafür wird sein, dass die Naturwissenschaften nicht mehr so gefestigt und unantastbar dastehen, was möglicherweise zu einer Revision bestimmter Deutungsansprüche führen wird, doch wirken sie vielleicht auch weniger monolithisch und bedrohlich.

Ich komme zu meinem zweiten Punkt und damit noch einmal kurz auf den eingangs zitierten Absagebrief zurück. Einen rein informativen Artikel sollte ich schreiben, der sich auf historische Fakten beschränkt. Ich räume ein, dass ich in meinem ganzen Leben noch keinen rein informativen Artikel geschrieben habe, sondern mich stets mit Deutungen, Interpretationen und der Verknüpfung oder Auseinanderdividierung von historischen Fakten abgeplagt habe, um bestimmte Entwicklungen neu oder besser zu verstehen. Wer nur Fakten aneinander reihen will, braucht überhaupt nicht zu schreiben. Es genügt die tabellarische Auflistung von Entdeckungen, Erfindungen und anderen wissenschaftlichen Großtaten, und die gibt es sowohl im Medium Buch als auch im Internet. Die Naturwissenschaftsseiten in der Tageszeitung machen da keine Ausnahme. Die Art und Weise, wie hier mit wissenschaftshistorischen Beständen verfahren wird, funktioniert im Prinzip nach dem Muster von Tabelle und Liste, und weil sich dafür zu Recht niemand interessieren würde, wird das Ganze mit einer flotten Rahmengeschichte oder einer hübschen Anekdote etwas aufgemöbelt. Wissenschaftsgeschichte kommt auf den Naturwissenschaftsseiten ausgesprochen selten zu Wort, und das möchte man auch nicht bedauern, da diese Sorte von Artikeln zu den betrüblichen Seiten des Wissenschaftsjournalismus gehört.

Die Sehnsucht nach reiner Information und reinen Fakten scheint mir eine große Lebenslüge zu sein, die einem falsch verstandenen Ideal von Objektivität geschuldet ist. Damit keine Missverständnisse entstehen und die absurden Diskussionen aus den Science Wars nicht noch einmal aufge-

wärmt werden: Objektivität ist einer der besten und zuverlässigsten Werte, die im neunzehnten Jahrhundert innerhalb der Naturwissenschaften entwickelt worden sind. Diese Werte haben mit dazu beigetragen, dass naturwissenschaftliches Wissen zum stabilsten und robustesten gehört, das Menschen bislang zu produzieren in der Lage sind. Aber Objektivität ist ein historisch gewachsenes Phänomen, nicht etwas, das man findet, wenn man in den Wald geht und danach sucht. Weder Objektivität noch andere nützliche wissenschaftliche Werte sind dazu geeignet, um die Fiktion des Anspruchs nach reiner Information und reinen Fakten im öffentlichen Raum zu erfüllen. Denn erstens ist die wissenschaftliche Produktion von Fakten so angelegt, dass man keineswegs von vornherein sicher sein kann, dass sich das Fakt nicht irgendwann als Artefakt oder auch nur als Epiphänomen eines übergeordneten Fakts herausstellt. Trotz Objektivität lässt sich Kontingenz eben nicht ganz ausschließen. Und zweitens ist die Deutung von Fakten eine höchst delikate Angelegenheit. Wer meint, mit bloßen Fakten und Informationen sei es getan, ist erstens epistemologisch naiv, und zweitens bleibt er unterhalb der Schwelle, die für die Öffentlichkeit relevant und interessant ist. Eine unabhängige Beurteilung oder Kritik ist nicht vorgesehen. Jeder bleibt an seinem Platz und beschränkt sich auf den schmalen Bereich, in dem er über die erworbene oder zugewiesene Expertise verfügt. Doch mit einer bloßen Beschränkung auf Expertenmeinungen ist es, wie die nationalen Ethikräte und Ethikkommissionen leidvoll vorführen, nicht getan.

Natürlich mag man ein Forschungsprojekt, einen wissenschaftlichen Artikel, eine Vorlesung, kurz und bündig zusammenfassen, und dagegen ist auch gar nichts zu sagen. Nur sollte man sich darüber im Klaren sein, um was es sich handelt: um ein Double, eine zusammengeschmolzene Version dessen, was man in verschiedenen Blättern von »Nature« und »Science« bis zu »Spektrum der Wissenschaften« auch nachlesen kann. Warum also sollten die Tageszeitungen nicht das tun, was die anderen nicht oder nur in sehr eingeschränktem Maße leisten, nämlich eine wohlwollende und kritische, um Fakten und Kontextualisierung bemühte, die Wirklichkeits- und Möglichkeitsräume thematisierende Diskussion der Wissenschaftsentwicklung zu moderieren? Nur in der Abgrenzung von anderen Medien wie Fernsehen, Internet, Diskussionsrunden und Hochglanzzeitschriften ist die Konfigurierung eines eigenen Profils in der heterogenen Gemengelage zwischen Naturwissenschaft und Öffentlichkeit möglich.

Nun hat sich in den letzten Jahren tatsächlich so etwas wie eine Debattenkultur um die Naturwissenschaften in der Tageszeitung entwickelt, allerdings im Feuilleton und nicht im Wissenschaftsteil. Diese Entwicklung verstehe ich als Teil der Akademisierung und massiven Ausweitung des Feuilletons, die seit den achtziger Jahren stattfand, seit kurzem allerdings, bedingt durch die ökonomische Zwangslage der Tageszeitungen, zumindest teilweise wieder rückgängig gemacht wird. Die für unseren Zusammenhang entscheidende Frage wird lauten, ob dadurch der gerade begonnene neue Umgang mit den Naturwissenschaften im öffentlichen Diskurs im Keime erstickt wird. Zunächst einige rückblickende Beobachtungen.

In den achtziger Jahren fand nicht nur die viel beschworene Abwanderung junger Akademiker von der Universität hin zur Zeitung statt, es gab noch ein zweites Phänomen, das als weiteres Indiz für die lamentablen Verhältnisse an der deutschen Universität aufzufassen ist, und das ist die Unzufriedenheit mit dem herrschenden Fächerkanon in einigen zentralen Geisteswissenschaften, insbesondere in der Germanistik und Kunstgeschichte, etwas weniger in Philosophie und Geschichtswissenschaft. Es waren geisteswissenschaftliche Umbrüche vornehmlich in den USA, in England und Frankreich – in Deutschland hat sich eigentlich nur die Mediengeschichte unabhängig entwickelt –, die diese jungen Unzufriedenen faszinierten: Technik- und Wissenschaftsgeschichte, Gender Studies, Körper- und eben Mediengeschichte und als jüngste die Bildwissenschaften. All diese neuen Richtungen haben gemeinsam, dass sie sich intensiv mit Naturwissenschaften und Technik auseinandersetzen.

Bemerkenswerterweise ist diese Neuorientierung in den neunziger Jahren von den Zeitungen viel schneller und nachhaltiger begriffen worden als von den Universitäten, wo die offizielle Naturwissenschafts- und Technikgeschichte weiterhin ihren Dauerschlaf schlummerte, sofern sie nicht abgewickelt wurde. Auch die nach der Wende von 1989 an mehreren Universitäten entstehenden Kulturwissenschaften haben auf diese Entwicklungen gespalten reagiert, indem sie Körper- und Mediengeschichte sowie Gender Studies integriert, Technik- und Wissenschaftsgeschichte indes völlig ignoriert haben. Ganz anders in den Feuilletons der Tageszeitungen. Es ist zwar richtig, dass sich naturwissenschaftliche und wissenschaftshistorische Themen über die Geisteswissenschaftsseiten eingeschlichen haben, aber dann sind sie schließlich im Kulturteil gelandet. Es ist hier nicht der Ort, die

Gründe dafür im Einzelnen zu untersuchen, aber ich möchte vermuten, dass das nicht bloß geschah, weil sich für naturwissenschaftliche Themen ein neues geisteswissenschaftliches Interesse fand, sondern weil sowohl Schriftsteller als auch bildende Künstler sich vermehrt mit diesen Sujets auseinander zu setzen begannen.

Die geschärfte Sensibilisierung für naturwissenschaftliche Themen hat nun nicht dazu geführt, dass diese als ewiger Sieger im Kampf um die Wahrheit stilisiert worden sind. Im Gegenteil: Die Aneignung vollzog sich in einer distanzierten, historisierenden Art und Weise. Dazu haben auch andere Entwicklungen beigetragen: in erster Linie Ausstellungen – beispielsweise im Dresdener Hygienemuseum – sowie die Publikation der Bücher einiger der wichtigsten Repräsentanten dieser neuen Wissenschaftsforschung in Deutschland, zum Beispiel Bruno Latour, Ian Hacking oder Lorraine Daston.

Vielleicht werden die späten neunziger Jahre, die kurze Zeitspanne vor dem 11. September 2001, einmal als große Illusion einer ganz auf sich selbst konzentrierten Gemeinschaft, die sich als Generation bezeichnet hat, in die Geschichte eingehen. In den Taumel von Netz, Napster und Nemax 50 reihte sich die Entzifferung des menschlichen Genoms ein, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das Feuilleton diesen Taumel ungefiltert transportiert hat. Nicht dass Craig Venter zu einer Feuilleton-Figur wurde, ist das Problem, sondern wie es geschah. Unglücklicherweise wurde die distanzierende, nüchterne Betrachtung aufgegeben und wich einer Rhetorik, die gleich eine wissenschaftliche Revolution und mit ihr ein neues wissenschaftliches Weltbild heraufziehen sah und das mit dem Gestus begleitete: Wir können sagen, wir sind dabei gewesen. Die aus meiner Sicht herausragende Bedeutung Venters ist dabei gar nicht thematisiert worden, nämlich dass er auf nachhaltige Weise mit den Wertmaßstäben des Naturwissenschaftlers gebrochen hat, wie sie im neunzehnten Jahrhundert kreiert wurden. Die alten Ideale von Uneigennützigkeit, organisiertem Skeptizismus und Kommunismus hat Venter virtuos mit Füßen getreten und damit im Grunde den Selbstbetrug einer ganzen Generation von Wissenschaftlern bloßgestellt. Venter war keineswegs der Erste, wohl aber der virtuoseste dieser neuen Spezies von Naturwissenschaftlern. Dabei hätte man sich schon ein paar Jahre zuvor durch Bruno Latours brillanten Aufsatz *Der Biologe als wilder Kapitalist* belehren lassen können, dass gerade die neuen Le-

benswissenschaftler ihre marktwirtschaftliche Lektion gründlich gelernt haben.

Anstatt diese Zusammenhänge genauer zu analysieren, wurde die »dritte Kultur« ausgerufen. Das nun wiederum war keine Erfindung der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, sondern des New Yorker Literaturagenten John Brokman, der unter diesem Signum die bei ihm unter Vertrag stehenden Autoren zusammenfasste. Schaut man sich diese Liste genauer an, so waren es natürlich nicht solche Autoren, die sich in beiden Kulturen auskennen, die Grenzen überspringen und so eine dritte Kultur bilden, die sich nicht mehr genau zuordnen lässt. Nein, es handelte sich ausschließlich um Naturwissenschaftler mit einem Hang zu Welt- und Zukunftserklärungen, die zudem über die Fähigkeit verfügen, anschaulich bzw. feuilletontauglich schreiben zu können. Diese Kombination – ein zweifellos wichtiges wissenschaftliches Ereignis plus die clevere New Yorker Literaturagentenrhetorik machte den Hype der Jahrhundertwende aus. Das Unbehagen über diese sonderbare Allianz beschlich nicht nur diejenigen, die für sich selbst und ihre eigenen Interessen einen Terrainverlust zu beklagen hatten, sondern auch diejenigen, die sich gerade daran gewöhnten, einen distanzierten, abwägenden und kontextualisierenden Blick auf die Naturwissenschaften zu wagen.

Zum Schluss: Es wäre völlig verfehlt, eine Prognose zu wagen oder gar einen Ratschlag zu geben, wie es mit der Naturwissenschaft im Feuilleton weitergehen soll. Themen kommen und gehen: Das menschliche Genom ist irgendwann durchdiskutiert, ebenso wie die Stammzellen oder die Neurodidaktik. Naturwissenschaftler sind damit übrigens völlig zufrieden, wenn sie nur ihre Forschungsgelder bewilligt bekommen haben und in Ruhe weiterforschen können. Wären damit die Naturwissenschaften in toto erledigt? Wohl kaum. Die Infektion der Geisteswissenschaften durch Wissenschaftsforschung und -geschichte scheint mir auf absehbare Zeit irreversibel zu sein. Man braucht auch keine Angst darum zu haben, dass Vertreter der dritten Kultur, wie ich sie verstehen möchte, nämlich als Grenzgänger zwischen den beiden Kulturen, weiterhin den öffentlichen Raum bevölkern werden: in Ausstellungen, Symposien und Texten. Und schließlich bin ich sicher, dass es gemeinsame Interessen und Projekte zwischen diesen Grenzgängern, Künstlern und Schriftstellern weiterhin geben wird. Was daraus im Feuilleton wird, bleibt abzuwarten. Das entscheiden einzig und allein die-

jenigen, die die Zeitung machen. Aus meiner Perspektive ist es letztlich gleichgültig, wo die Naturwissenschaften in der Tageszeitung verhandelt werden, ob im Kulturteil, in der Abteilung Wissen oder auf der Wissenschaftsseite. Entscheidend ist, dass sie diskutiert werden. Ich möchte nur zu bedenken geben, dass es die Kulturseiten waren, die der hier skizzierten kontextualisierenden Betrachtung der Naturwissenschaften Raum gegeben haben, und nicht die Wissenschaftsseiten, und das ist eine der erfreulichsten Entwicklungen der öffentlichen Diskussionskultur. Es hat zur intellektuellen Profilierung des Feuilletons beigetragen, und umgekehrt haben auch die Naturwissenschaften davon profitiert, indem sie nämlich ein Forum erhielten, das ihnen vorher nicht zur Verfügung stand.

Was vom Tage bleibt

Das Feuilleton und die Zukunft der kritischen Öffentlichkeit in Deutschland

Herausgegeben
von Thomas Steinfeld

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Tagung, die diesem Band zugrunde liegt, fand vom 18. bis 20. September 2003 in Halle an der Saale statt und wurde durch die

kulturstiftung des bundes

gefördert.

Originalausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 2004

Für diese Zusammenstellung:
© 2004 Fischer Taschenbuch Verlag
in der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 3-596-16329-3